Menschenkinder.

Weihnachtsmärchen von Wilhelm Oestergaard.

In dem unendlichen Raum, wo Welten geschaffen werden und vergehen, begegneten sich ein Engel des Lichts und ein Engel der Finsterniß.

Der Engel des Lichts war von dem Höchsten ausgesandt worden, um den Menschen Trost und Linderung zu bringen, wo er Kummer und Entbehrung finden würde; er sollte alles Gute fördern und alles Böse verhindern.

Der Engel der Finsterniß war von seinem Herrn und Fürsten ausgesendet worden mit dem einfachen Auftrage, die Wege des lichten Engels zu durchkreuzen.

Sie begegneten sich in dem Weltenraum mit dem Gewimmel unzähliger Weltkörper. Tief unten lag die Kugel ,die man die Erde nennt, und gerade zu ihr richtete der Engel den Weg.

„Was willst Du dort unten?" fragte derEngel der Finsterniß, „Du kannst den Menschen doch nicht helfen. Für Jeden, den Du rettest, werden zehn Andere in Sünde und Unglück geboren."

Darauf ntwortete der Engel des Lichts: „Gerade jetzt feiern die Menschen das Weihnachtsfest. Zu dieser Zeit hüten sich die Menschenkinder mehr als zu jeder anderen Zeit, etwas Böses zu thun; ihre Herzen sind zur Milde und Liebe gestimmt."

Der Engel der Finsterniß lächelte. „Du willst den Menschenseelen Heilung bringen, aber den Samen der Sündhaftigkeit, der Eitelkeit und der Vergänglichkeit vermagst Du nicht bei ihnen auszurotten."

„Ich werde den Willen des Höchsten ausführen," antwortete der Engel des Lichts — „ohne zu fragen oder zu zweifeln."

Und er ließ sich hinab auf die Erde.

* * *

Es herrschte Getümmel, Regsamkeit und Eile in den Straßen der Stadt. Fleißige Leute beeilten sich mit ihren Geschäften fertig zu werden, so daß sie in aller Ruhe die fröhliche Weihnachtszeit genießen könnten.

Damen und Herren gingen in die Kaufläden, um Geschenke zu kaufen, und Kinder saßen daheim und machten allerlei Dinge zur Ausschmückung des Christbaumes. In allen Häusern wurde gebacken und gebraten, aber auf der Straße stießen sich die Leute, um durchzukommen.

„So feiern," sagte der Engel der Finsterniß, „die Menschen das Weihnachtsfest! Wie viele dieser Geschöpfe glaubst Du wohl, haben auch nur einen einzigen Gedanken übrig für das Fest selbst? Begierde, Habsucht und Eitelkeit sind die Triebfedern zu allem ihren Thun."

„Du irrst!" entgegnete der lichte Engel. „Siehst Du denn nicht, daß es frohe und dankbare Herzen sind, die sich in diesen lächelnden Gesichtern wiederspiegeln?"

Der Engel des 'Lichts führte den finsteren Bruder aus der großen Stadt auf's Land hinaus, wo der Schnee noch unberührt ausgebreitet lag. Die Dorfkirche erhob ihre Thurmspitze in die dunkelblaue Luft. In der unteren Wohnung des Pfarrhauses erglänzte Licht. In der Wohnstube hatte die Frau des Predigers, unterstützt von den Kindern, die Gaben geordnet, die für die Armen der Gemeinde bestimmt waren, und im Studirzimmer daneben saß der alte Geistliche und bereitete sich auf seine Weihnachtspredigt vor, in welcher er das Evangelium der Liebe und der Milde verkünden wollte.

„Die einfältigen Geister!" brummte der Engel der Finsterniß mit spöttischer Miene. „Sie lieben die Tugend, weil sie die Welt und ihre Versuchungen nicht kennen. Ich werde Dir aber etwas anderes zeigen. Folge mir!"

Und sie kehrten nach der großen Stadt zurück, ebenso schnell, wie sie sie verlassen hatten.

In einer engen und schmutzigenGasse lag eine elende Kneipe. So oft die Thür geöffnet wurde, hörte man laute und rohe Worte, und ein ekelhafter Dunst strömte heraus. Hier befand sich eine Gesellschaft von Männern, junge und alte durcheinander. Man gewahrte Züge in den ergrauten Gesichtern, die von verstockten Herzen erzählten, und auch ganz junge Gesichter mit verworfenen und lasterhaften Zügen. Man erzählte von Einbrüchen und Gewaltthätigkeiten, von Tagen und Nächten, die sie gleich wilden Thieren zugebracht hatten, und je prahlerischer die Worte fielen, umsomehr jubelten die Zuhörer. Ein junger Bursche hatte indeß den Bierkrug seines neben ihm sitzenden Tischgenossen geleert, und als der Andere den Krug leer fand, wandte er sich wüthend gegen den Sünder und wollte ihm den Steinkrug an die Stirn schlagen.

Beide Engel standen unsichtbar an der Thür, und der Engel der Finsterniß lachte triumphirend, denn er merkte daß er das Spiel gewonnen habe. Aber in demselben Augenblick berührte sein Begleiter einen Zipfel seiner Kleidung. Sofort erklang der Ton einer Kirchenglocke, Anfangs mit einem leisen, dumpfen Schlage, und dann fielen mehrere Glocken ein.

Der Wüthende, der bereits den Krug erhoben hatte, um ihn an die Stirn seines Gegners zu schleudern, ließ die Hand sinken.

„Zum Teufel!" murmelte er ärgerlich, „ich glaube nicht, daß Du es werth bist, Dich in's Jenseits zu senden!"

Der Engel der Finsterniß wandte sich mit funkelnden Augen an seinen Begleiter:

„Weshalb verhinderst Du das? Glaubst Du, das hilft? Was nicht heute geschieht, wird morgen geschehen."

„Dies sind nur die Stiefkinder der Menschen," antwortete der Andere. „Kennst Du die Ursachen ihrer Erniedrigung? Kennst Du die Kindheit und die Jugend, die sie erlebt haben? Weißt Du, wie entsetzlich sie verwahrlost worden sind, als sie am meisten der Liebe und Pflege bedurften? Weder Du noch ich können sie verurtheilen!"

„Aber ich habe Dir mehr zu zeigen!" sagte der Andere.

Und der Engel der Finsterniß führte seinen Begleiter zu den Wohnungen reicher Leute, wo Ueberfluß und Wohlleben herrschte und Gaben versendet wurden, aber ohne daß das Herz Theil daran hatte — also äußerliches Thun. Und er führte ihn weiter zu den Neidischen, welche vermeinten, daß Andere zu viel und sie nicht genug erhielten, und weiter zu den Gleichgiltigen, für die das überhaupt ein Tag war wie alle anderen Tage, und schließlich führte er seinen lichten Begleiter nach dem Hause der Spötter.

Doch der Engel des Lichts blieb unerschütterlich. Sein Antlitz verfinsterte sich wohl jedesmal, wenn er die Menschen in ihrer Erniedrigung und Schwäche sah. Kurzsichtig sind sie, dachte er, denn sie wissen nicht, was zu ihrem Wohle dient. Es werden tausend Jahr zu Tausenden gelegt zu ihrer Bußwanderung, weil sie in Blindheit handeln, aber einst werden auch diese Geschöpfe ihre Blindheit erkennen, und Schritt für Schritt werden sie sich dem Ziele der Vollkommenheit nähern. Und während der Engel des Lichts so dachte, verklärte sich sein Antlitz wieder und strahlte wie früher.

„Jetzt werde ich Dein Führer sein, wie Du der meinige warst!" sagte er zu seinem finsteren Begleiter, und zum zweiten Male schwebten sie fort von der großen Stadt .

Sie flogen über Felder und Wälder, über Belte und Sunde, und sie kamen nach einer unfruchtbaren und sandigen Küste, wo ärmliche Hütten zwischen den Dünen zerstreut lagen. Gegen die Küste wälzte sich das großeMeer, über das sich ein Unwetter erhoben hatte. Schäumende Sturzwellen brachen über die Riffe herein, mit Tosen, das dem Rollen des Donners glich, und weiße Gischtberge wurden gegen den Strand getrieben und mischten sich dort mit dem Schnee, der aus der wolkenschweren Luft herabwirbelte.

Und draußen vom Meere her ertönte ein Nothschuß, und dann wieder einer. Nur erfahrene Ohren vermochten diese Schüsse von dem Getöse desSturmes und des Meeres zu unterscheiden. Aber in den Hütten wurden Lichter sichtbar, und breitschulterige, wetterharte Gestalten traten auf den Strand hinaus; ein Boot wurde klar gemacht, und die kräftigen Männer schoben es in's Wasser hinaus, nahmen Platz in demselben und ergriffen die Ruder. Der friedliche Weihnachtsabend, wo es doppelt wohlthut in den warmen vier Pfählen zu sitzen, war mit Sturm und bösem Wetter über die Küste und deren arme Bevölkerung gekommen, aber Niemand murrte — nicht ein Einziger —, Jeder nahm seinen bestimmtenPlatz im Boote ein, und während Meer und Himmel zusammenzufließen schienen, gingen sie auf die See hinaus, um Menschen zu retten, die sie nicht kannten, und die sie nie zuvor gesehen hatten.

Und unsichtbar für alle Anderen als seinen finsteren Begleiter zeigte derEngel des Lichts hinaus auf das empörte Meer und das Boot, das bald zwischen den Wogen verschwand, bald wieder von denselben emporgetragen wurde.

„Siehst Du — auch zu guten Thaten sind die Menschenkinder im Stande!"

„Wenn sie gemeinsam in Gefahr sind und Lohn dafür erwarten!" erwiderte die spöttische Stimme.

Da führte der Engel des Lichts seinen finsteren Begleiter fort, hinein in's Land, und sie gelangten nach einer schutzlosen, nackten Haidegegend, wo es schwer war, einen Weg zu finden.

Ein sehr dürftig gekleidetes Weib schritt gegen Sturm und Schneegestöber an. Es trug ein ganz kleines Kind auf seinem Arm und athmete schwer und stöhnte nach Luft; es stolperte jeden Augenblick in den fußhohen Schnee. Da brach das Weib zusammen. Es fiel auf einen kleinen Hügel und nahm das Kind auf seinen Schooß. Es gewahrte, daß dessen Körper kalt war wie Eis; immer schwächer klang der Athem in der zarten Brust. Es war ein armer kleiner Krüppel, für den der Tod das größte Glück sein mußte. Doch das Weib nahm sein Umschlagetuch ab und umhüllte das Kind damit, und da dies nichts half, nahm es seinen Unterrock und schließlich das Mieder und brauchte es auf dieselbe Weise, während die Kälte den eigenen Körper durcheiste. Und mit seinem kalten Munde suchte es Leben und Wärme dem kranken Kinde einzuhauchen. Aber das Weib fühlte, daß sie beide immer dichter vom Sturm, vom Schnee und von der Dunkelheit umarmt wurden. Da gab es sich willenlos dem Tod in die Arme, und ihre Lippen murmelten: „Gott verzeihe es Denen, die uns an diesem Abend hinausjagten!"

„Hörtest Du diese Worte?" sagte der Engel des Lichts zu seinem Begleiter.

„Und sahst Du, wie das Weib litt und stritt? Ich sage Dir, dieses arme Weib macht alles Böse, das Du mir gezeigt hast, wieder weit, und ich will getrost Rechenschaft darüber ablegen, was ich an diesem Weihnachtsabend bei den Menschenkindern gesehen habe!"

Aber der Engel der Finsterniß antwortete nichts; er fuhr direkt in den Abgrund.

Verkehrte Welt.

Eine ostasiatische Plauderei

Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube. So ist es der Menschheit ergangen, als sie zum ersten Mal erfuhr, daß die Erde rund sei, und so geht es heute noch unseren Kindern auf der Schulbank. Wer kann es ausdenken? Da müssen ja wohl die Chinesen auf der anderen Seite der Erde zwar nicht auf dem Kopfe stehen, sicher aber mit dem Kopf und dem Zopf nach unten hängen, und ein Wunder ist es, daß sie nicht längst hinunter gefallen sind in das Meer der Unendlichkeit. So recht begriffen habe ich es bis heute noch nicht; aber daran glauben mußte ich schon, seitdem ich selbst eines Tages von Genua nach Port Said zu dampfte, um nach sechs Jahren (ich hätte es freilich in 70 Tagen machen können) über San Francisco und New York von Westen her wieder in meine Heimath einzuziehen. Dabei habe ich denn auch auf der anderen Seite der Erde gesehen, daß die Chinesen durchaus nicht nach unten hängen, sondern aufrecht auf der Erde stehen. Und doch bleibt es wahr: Es ist eine verkehrte Welt da drüben.

Ich war je und je einmal in der Lage, von Tokio aus ein Telegramm nach Deutschland schicken zu müssen. Aus zarter Rücksicht auf den Schlaf meines deutschen Adressaten gab ich das Telegramm immer erst nach Mittag auf. Hätte ich es früher gethan, so hätte ihn der deutsche Telegraphenbote am Morgen desselben Tages aus den Federn trommeln müssen; denn das Telegramm kommt in Deutschland um 4 bis 5 Stunden früher an, als es in Japan abgeschickt wurde. Um dieselbe Zeit, da man sich an Kaisers Geburtstag in Deutschland zum Bankett zusammen setzt, kann man in Japan schon den schönsten Katzenjammer haben; denn dort ist man um 10 Stunden weiter. Wer die Tracht der japanischen Männer zum ersten Mal sieht, hält sie unbedingt für Frauenkleidung. Thatsächlich bestehen in Japan und China zwischen der Männer- und Frauentracht nur geringe Unterschiede. Dann läßt sich der Chinese einen richtigen Frauenzopf wachsen, und auch mancher Japaner trägt der alten Sitte gemäß langes Haupthaar. Wenn ich meinen Besuchern hier in der Heimath solche Bilder zeigte, hätten sie bei der Betrachtung eines männlichen Portraits manchmal darauf geschworen, das müsse eine Frau sein, und bei einer recht guten Photographie eines altjapanischen Brautpaares, die ich besitze, finden die wenigsten den Bräutigam heraus. Nicht nur weiblich, sondern weibisch ist die Tracht der chinesischen Mandarinen: bunte Knöpfe auf dem Hut, die Kleider hinten und vorn mit Thieren und Vögeln umsäumt, dazu Pfauenfedern und um den Hals eine Perlenschnur. Umgekehrt wie mit den Bildern männlicher Japaner ging mir's mit denen von Ainofrauen von den Nordinseln Yezo. Diese tättowiren nämlich ihre Oberlippe, was aus der Ferne und auch auf Bildern einem Schnurrbärtchen durchaus ähnlich sieht. Kein Wunder, wenn meine heimischen Besucher sie für sehr stramme Burschen ansehen. Wer dem Japaner zusieht, wie er seine Galakleidung anzieht, ist im höchsten Grade erstaunt. Denn er zieht zuerst den Rock (Kimono) an und danach erst die Hose (Hokama) oben drüber. In Deutschland verlangt es nicht nur der militärische Drill, sondern auch die Eleganz des Salons, daß die Füße leicht auswärts stehen; in Japan gilt das als plump und bäurisch: die Fußspitzen der Frauen müssen leicht einwärts gebogen sein. Die französischen Frauen — es soll zwar auch bei den Deutschen vorkommen — färben die Augenbrauen, damit dieselben stärker hervortreten; die verheiratetenFrauen in Japan aber rasiren sie der alten, heute allerdings etwas gelockerten Sitte gemäß ab. Die Europäerin putzt ihre Zähne und wünscht sie weiß wie Elfenbein; die verheirathteJapanerin macht sie glänzend schwarz wie polirtes Ebenholz. Die Europäerin kauft sich einen Zopf, wenn ihr in vorgerücktem Alter die Haare ausgehen; die bejahrte Japanerin schneidet sich ihren Zopf ab und läßt sich den Kopf glatt rasiren. In Deutschland tragen die Ammen die Kinder vorn, auf dem Arm; in Ostasien trägt man sie hinten, auf dem Rücken. In deutschen Romanen kann man lesen, wie der Held die Geliebte auf starken Armen durch den schäumenden Gießbach trägt; in China und Japan muß es sich die Schöne schon gefallen lassen, sich auf seinen Rücken zu hängen. Spielen bei uns die Knaben mit Drachen, so thun sie das zwar auch in China, aber die schönsten lassen erwachsene Männer steigen, und zwar mit nicht geringerer Freude als die Knaben.

Macht man in Japan einen Besuch, so ist nicht das erste, sich der Kopfbedeckung zu entledigen, sondern die Schuhe auszuziehen; denn mit den Schuhen an den Füßen darf man das peinlich sauber gehaltene Haus nicht betreten. Komme ich in das Haus eines Chinesen, so ziehe ich auf dem Flur den Hut ab; der Chinese aber setzt seinen Hut erst auf, ehe er mich empfängt. Wenn er sich nach meinem Befinden erkundigt, fragt er: „Haben Sie Ihren Reis gegessen?" und wenn er mir Adieu sagen will, spricht er (genau wie der Japaner auch): „Gehen Sie langsam!" Die Höflichkeit des Chinesen schreibt ihm vor, sich in indiscretester Weise nach unseren Verhältnissen, besonders auch nach unserem Alter zu erkundigen, und je älter wir sind, desto mehr beglückwünscht er uns. Bei uns betrachtet man das Alter als Mangel, in Ostasien als Vorzug. Wenn auf mein Alter die Rede kam, machten sie mich stets um 10 bis 20 Jahre älter, als ich war. Mir war es gar kein Gefallen, sie aber meinten, durch ein höheres Alter mich ehren zu müssen. Zu sagen, daß ich 30 Jahre alt sei, wäre für sie gleichbedeutend mit einer Beleidigung meiner Person gewesen. Junge Mädchen, die bei uns am meisten umworben sind, gelten in Ostasien am wenigsten; alte Frauen aber genießen trotz der allgemeinen Mißachtung des weiblichen Geschlechts große Verehrung. In Europa hat die Frau überall den Vortritt vor dem Manne; der Ostasiate weiß nichts von einer besseren Hälfte, wohl aber redet er auch dem Fremden gegenüber von seiner „gusai", dem dummen Weib; der Mann geht voran und die Frau mag sehen, wie sie nachkommt. Nach der Herrin des Hauses braucht man sich nicht zu erkundigen, wohl aber nach dem „geehrten Herrn Sohn", auch wenn das Kerlchen noch in den Windeln liegt. Bei dem Essen kommt die Suppe nicht voraus, sondern zwischen drein; auch kommen die Süßigkeiten nicht am Schluß. Der Bauch ist nicht bloß der Aufbewahrungsort der genossenen Speisen, sondern auch — bei Chinesen und Japanern — der Sitz der Geistesthätigkeit. „Ju-nin to-hara" sagt ein japanisches Sprichwort, d. h. wörtlich: „zehn Menschen, zehn Bäuche", seiner wirklichen Bedeutung entsprechend aber: „so viel Köpfe, so viel Sinne". „Bäuche" bedeutet also „Sinne". Erschiene bei uns ein Herr bei einem Gastmahl mit dem Fächer, so fände man das weibisch; dort aber fächeln sich Männer ebensowohl als Frauen. In Ostasien ist die Farbe der Trauer nicht schwarz, sondern weiß. Die leidtragenden Frauen erscheinen in Japan stets vom Kopf bis zum Fuße weißgekleidet beim Leichenbegängniß. Bei einer Beerdigung wird fast mehr gelacht als geweint; denn die Etikette verbietet streng, seinen Gefühlen freien Lauf zu lassen. Als mein Diener mich um ein paar Tage Urlaub zur Beerdigung seiner Mutter bat, kam er zu mir strahlend, mit lachendem Munde. So etwas ist stark ansteckend; und als ich selbst einmal in die traurige Lage kam, die lächelnd dargebrachten Beileidsbezeugungen meiner japanischen Freunde entgegen zu nehmen, that ich es lächelnden Angesichtes, obwohl es mir bitterweh zu Muth war. Wir preisen uns glücklich, dieweil wir leben; der Japaner mag sich darauf freuen, zu sterben. Denn wenn er im Leben wenig galt, im Tode wird er ein Gott. Es mag jemand der ärmste Bettler gewesen sein, der Hungers sterben mußte, nach seinem Tode bringt man ihm Speiseopfer genug dar, und jetzt kann er das, was er im Leben nicht gekonnt, nämlich sich einmal gründlich satt essen. Verbietet die Etikette bei Todesfällen Aeußerungen des Schmerzes, so schreibt sie dagegen bei Hochzeiten für die Braut wenigstens eine Leichenbittermiene vor, weil mit der Stunde der Verehelichung ihre bisherige Familie für sie todt ist und todt sein muß.

Bekanntlich nimmt in Japan jedermann täglich oder doch wenigstens ein Mal in der Woche ein Bad. Darin mag ja nichts gerade Verkehrtes liegen, obgleich mancher deutsche Bauersmann, der seit seiner Militärzeit kein Bad mehr gesehen hat, bedenklich den Kopf dazu schütteln mag. Aber merkwürdig ist es doch, daß er nach einem Bade sich mit einem nassen Handtuche abtrocknet. Wenn ich mit einem Japaner einen Spazirgang machte, ließ er mich als höflicher Mann zu seiner Linken gehen und nicht zu seiner Rechten. Denn in Ostasien ist die linke Seite die Ehrenseite. Li-hung-tschang ist nicht die rechte, sondern die linke Hand der Kaiserin-Mutter. Die drei höchsten Staatsbeamten nach der Restauration von 1868 in Japan waren der Daijo-Daijin (Minister der Großen Regierung), der Sa-Daijin (Minister linker Hand) und der U-Daijin (Minister rechter Hand). Der Minister linker Hand aber rangirte über dem Minister rechter Hand. Ich erinnere mich, wie der deutsche Consulatsverweser in Nagasaki einst eine Einladung zu einem Essen ergehen ließ. Zu den Geladenen gehörten der Gouverneur und ein gerade anwesender japanischer Admiral. Beide standen in gleichem Range. Nun gehört bekanntlich die strenge Beobachtung der Rangordnung zu den wichtigsten Aufgaben der Diplomatie. Ist es doch seit den Tagen des berühmten Kirchgangs der Krimhilde und der Brunhilde vollkommen klar, daß aus den kleinsten Ursachen der Etikette die größten politischenReibungen entstehen können. Da gilt es also, den ganzen diplomatischenScharfsinn aufzubieten, um die Platz-Frage richtig zu lösen. Welcher von den beiden japanischen Würdenträgern sollte den Ehrenplatz einnehmen? Der Consulatsverweser wußte sich zu helfen. Er ging zu dem ersten und sagte ihm, daß in Deutschland und in seinem deutschen Hause der Platz zur Rechten des Gastgebers der Ehrenplatz sei; derselbe gebühre ihm, und er bitte ihn, denselben einzunehmen. Darnach nahm er den anderen vor, und indem er vorgab, daß er hier im japanischen Lande sich selbstverständlich auch nach der japanischen Sitte richte, bot er ihm den Ehrenplatz zu seiner Linken an.

Wie hier die europäische Diplomatie, so war auch die japanische Regierung einmal in großer Verlegenheit. Das war damals, als die erste Hofkutsche nach Japan kam. Da sahen die Minister zu ihrem Schrecken, daß die Sitze des Kutschers und desLakaien höher waren als der Sitz des Mikado. Nun darf aber in Japan niemand „über" dem „Sohn des Himmels" sein. Heute noch, wenn er durch die Straßen von Tokio fährt, müssen die höher gelegenen Stockwerke durch die Holzschiebethüren vollständig verschlossen werden, da es „despectirlich" wäre, wenn ein Unterthan auf den Erhabenen „herabschaute". Was war da zu thun? Man setzte den Lakai in den Wagen und den Kaiser auf den Bock. Die Geschichte mag nicht ganz wahr sein, aber möglich ist sie. Hat man doch im Anfang mit europäischen Möbeln und Kleidern recht wenig anzufangen gewußt. Man kaufte sich Stühle, wußte aber nicht, daß sie zum Sitzen dienen. Heute noch sieht man in der Eisenbahn viele Passagiere, die sich nicht nach europäischer Art auf die Bänke setzen, sondern die Füße hinaufziehen und mit untergeschlagenen Beinen auf der Bank sitzen, geradeso wie in ihrem Hause auf dem Boden.

Als ich eines Morgens nachsehen wollte, wie weit der Bau eines neuen Hauses gediehen sei, bemerkte ich, daß, ehe noch ein Fundament gelegt war, die Zimmerleute einstweilen schon das Dach zusammensetzten, wenn auch nur vorläufig, sozusagen zum Anprobiren. Nachdem sie die Dachbalken numerirt hatten, legten sie sie wieder auseinander, um sie für später aufzuheben. Auch sonst sah ich manches Sonderbare auf dem Bauplatz. So ist z. B. das Beil des Zimmermanns nicht so angebracht, daß die Schneide in der uns, vielmehr ist sie quer zum Stiele, wie etwa bei einer Hacke. Die Schneide der Säge ist nicht nach unten gerichtet, sondern quer seitwärts gekehrt. Hobel und Beil gebraucht man nicht so, daß man von sich weg arbeitet, vielmehr hobelt und haut man auf sich zu. Ein Pferd besteigt man stets von rechts und nicht von links; die Mähne aber läßt man links herabhängen. Wenn man das Pferd in den Stall bringt, stellt man es mit dem Schwanz an die Wand und mit dem Kopfe der Thüre zu; hier befindet sich auch die Futter-Krippe. Nach glaubwürdigen Mittheilungen japanischer Officiere sollen die Chinesen im letzten Kriege Kanonen besessen haben, die sich, anstatt nach vorn, vielmehr nach hinten entluden und bei aller Verkehrtheit sehr bedeutende Wirkungen erzielten — freilich unter den eigenen Leuten!

Sehen wir in das Geistesleben des Japaners oder Chinesen hinein, so sehen wir hier dasselbe antipodische Verhältniß. Schon ein oberflächlicher Blick auf die mechanischen Aeußerungen des Geisteslebens, z. B. auf Lesen und Schreiben, bestätigt das. Nimmt man ein chinesisches oder japanisches Buch zur Hand, so steht da, wo wir den Titel suchen würden, das Wort „Ende". Der Ostasiate, wie der Westasiate auch, beginnt nicht vorn auf der ersten Seite, sondern hinten auf der letzten. Er liest und schreibt nicht von links nach rechts, sondern von rechts nach links. „Ueberschriften" giebt es nicht; denn die Titel stehen nicht „über", sondern neben dem Text. Die Anmerkungen und Fußnoten sind nicht unten, sondern oben auf der Seite angebracht. Man liest und schreibt nicht quer über die Seite hin, sondern senkrecht von oben nach unten. Herr Mayer wird umgekehrt Mayer-Herr, Doctor Müller wird Müller-Doctor geschrieben. Der Familienname kommt stets zuerst, der Vorname ist immer Nachname; er hat überhaupt nicht die Bedeutung wie bei uns, da er bis zur Mündigkeit in der Regel zwei oder dreimal gewechselt wird. Die deutsche Adresse: „Herrn Adolf Schmitt, Friedrichstraße 53, Berlin, Deutschland" schreibt der Japaner genau umgekehrt: „Deutschland, Berlin Friedrichstraße 53, Schmitt Adolf Herr."

„Auf dem Tische" wird auf den Kopf gestellt: „Tisch dem auf". „Sieben Achtel" heißt durch ganz Ostasien „Acht Theile sieben" und statt Nordost und Südost, Nordwest und Südwest sagt man Ostnord und Ostsüd, Westnord und Westsüd. Auch bei der Angabe von Daten verfährt man umgekehrt: der 6. November 1898 lautet dort: 1898 elfter Monat sechster Tag. Der Genitiv kommt stets vor dem Hauptwort, von dem er abhängig ist, das indirecte Object vor dem directen, das Adverb vor dem Prädicat. An Stelle von Präpositionen gibt es nur Postpositionen, Conjunctionen treten hinter den durch sie bestimmten Satz, das Hülfszeitwort hinter das Zeitwort. Während wir das wichtigste im Satz voranzustellen pflegen, kommt es im Japanischen immer hintennach, gleichwie man in ganz Ostasien bei allem Thun und Handeln Größen kleineren Ranges vorschiebt, während dieHauptactoren im Hintergrunde stehen bleiben. Daher das durchgängige System der indirecten Verfahrungsweise und der Zwischengängerei. Das Antipodische erstreckt sich selbst auf die Satzstellung. Der Hauptsatz kommt immer hintennach. Das deutsche Kind beginnt zu lesen an der Hand der Fibel; das Lesebuch des chinesischen Knaben sind die philosophischen Schriften des Confuzius. Wenn ein Japaner Deutsch lernen wollte, konnte ich ihn nur mit großer Mühe davon abbringen, mit Lessing's Erziehung des Menschengeschlechts oder mit Goethe's Faust zu beginnen. Wenn ich einen Japaner frage? „Regnet es nicht?" so sagt er „ja", wenn draußen die Sonne am klarblauen Himmel steht, also wenn wir unbedingt mit „nein" antworten würden. Durch Einführung eines Japaners in eine deutsche Posse ließen sich die schönsten Verwechslungen und Mißverständnisse schaffen. Zu dem „Verkehrtesten" aber, was ich drüben gesehen habe, gehört das, daß zwei japanische Kulis, die im Laufe aufeinander rennen, sich nicht etwa mit Schimpfreden oder Prügel tractiren — was bei uns doch zweifellos die natürliche Folge wäre, — sondern vielmehr sich gegenseitig eine elegante Verbeugung machen und sich höflichst um Entschuldigung bitten!

Eine verkehrte Welt fürwahr, und lange dauert's, bis man sich zurechtgefunden hat. Und nun, nachdem einem das einigermaßen gelungen ist, kommen die Chinesen und stellen alles wieder auf den Kopf, daß man sich erst recht nicht mehr auskennt. In China geht jetzt alles drunter und drüber. In einem Volk, bei welchem die Frauen nur zum Gehorchen da sind, ergriff eine Frau die Zügel der Regierung. Dieselben Chinesen, die zuvor nicht mit Unrecht als knauserig verschrien waren und die es vor vier Jahren ablehnten, Japan gegenüber das kleine Souveränitätstitelchen auf Korea abzugeben, trotzdem es doch nichts weiter war als ein werthloses Stückchen Papier, theilen auf einmal ganze Provinzen mit vollen Händen aus. Dieselbe Regierung, die bisher von den Europäern wenig wissen wollte, liebäugelt plötzlich mit ihnen, nur daß es ihr noch etwas geht wie Buridans Esel zwischen seinen beiden Bündeln Heu: sie weiß noch nicht recht, soll's Rußland oder soll's England sein. Das „non plus ultra" von Verkehrtheit ist aber doch wohl das, daß die Missionare der China-Inland-Mission ebenso wie die katholischen Missionare, mit Bischof Anzer an der Spitze, nicht nur im Innern des Landes, sondern auch in Schanghai und bei ihren Erholungsreisen in Japan in chinesischer Kleidung und mit dem Zopf umhergehen, während sich der Kaiser von China denZopf abschneiden und europäische Kleidung anlegen möchte! Einer aber freut sich der verkehrten Welt, Li-hung-tschang. Das Glücksrad hat ihn, wie so oft zuvor, auch jetzt wieder obenauf gebracht. Zufrieden sitzt er bei den Goldsäcken, die er sich durch seine stete Fürsorge für sein Vaterland so wohl und redlich verdient hat. Pfiffig lächelnd pfeift er vor sich hin: „Die Welt ist rund und muß sich drehn, was unten ist, muß oben stehen."

Eine indirekte Antwort.

General Sherman beklagte sich einst während des Sezessionskrieges bei Lincoln, dem Präsidenten der nordamerikanischen Union (1865 ermordet), daß ihm die Regierung nie deutlich zu verstehen gebe, welche Politik er zu befolgen habe, und befragte schließlich diesen, ob er Davis, den Präsidenten der feindlichen Südstaaten, gefangen nehmen oder entwischen lassen solle.

„Ich will Ihnen etwas sagen", erwiderte Lincoln, „hinten in Texas lebte ein alter Mäßigkeitsprediger, der es mit der Lehre und Ausübung der Enthaltsamkeit sehr streng nahm. Eines Tages im Hochsommer hielt er nach einem sehr langen Ritt sich im Hause eines Freundes auf, der ihm eine Limonade bereitete. Während der Freund das milde Getränk herstellte, fragte er einschmeichelnd, ob er nicht ein kleines Tröpfchen einer stärkenden Essenz beimischen dürfe, um nach dem heißen Ritt die erschlafften Nerven etwas zu erfrischen. „Nein", — sagte der Mäßigkeitsapostel — „ich kann und darf nicht — Sie wissen — aus Prinzip! Aber, fügte er mit einem Blick auf die zur Hand stehende Flasche hinzu, „wenn Sie es so halten können, daß ohne mein Wissen ein Tropfen hineingeräth, so meine ich, daß mir dies nicht besonders schaden könne."

„Sehen Sie, Herr General", schloß Lincoln, „meine Pflicht ist es, die Flucht von Jefferson Davis zu verhindern; aber wenn Sie es so einzurichten verständen, daß die Flucht ohne mein Wissen bewerkstelligt würde, so denke ich, daß daraus ein Schaden nicht erwüchse."

Steine werf' ich in den See.

(Aus dem Album eines Hochmodernen.)

Steine werf' ich in den See —
Wo die Steine niederfallen,
Da beginnt der See zu wallen!

Anders meines Herzens See —
Der begann zuerst zu wallen,
Und dann bin ich 'reingefallen!

Moderne Walpurgisnacht.

Zum Fest auf dem Blocksberg erscheinen
Die Hexen wie nie vorher;
Der Teufel mustert die Seinen,
Der Teufel wundert sich sehr.
Da hat nun das neue Wesen
Ergriffen auch seinen Staat:
Sonst fuhren die Hexen auf Besen,
Heut' fahren sie auf dem Rad.

— Neue Richtung: Herr: „Aber ich bitte Sie, mein Bart ist doch schwarz und Sie malen ihn blond?" — Maler: „Was wollen Sie, das ist einmal so die neue Richtung!"

— Klotschrosen. „Die Frau Schmidt! Hat sie sich über den Verlust ihres ersten Mannes schon getröstet?" „Sie schon, aber ihr zweiter Mann ist untröstlich darüber."